

Die häufigste Google-Anfrage der letzten Jahre war „Was ist Liebe?“. Daran lässt sich zum einen ablesen, wie fundamental unsere Sehnsucht nach Geborgenheit ist, und zugleich, wie groß die Unsicherheit zu sein scheint, wenn es um Liebe geht, die möglicherweise komplexeste aller Gefühlsregungen.

In der Regel verbinden wir das Grundbedürfnis des Geliebtwerdens mit uns nahe stehenden Menschen wie Eltern, Partnern und Kindern. Fühlen wir uns geliebt und dürfen wir lieben, erfüllt uns dies mit „Sinn“, einer modernen, menschlichen Sehnsucht nach Zusammenhängen.

Diese Stimmigkeit ist aber auch in einer unseren Lebenshorizont übersteigenden Dimension erlebbar – und mit dieser wohl tiefsten Form von Liebe, der göttlichen oder universalen Liebe, beschäftigt sich die Psychotherapeutin Christl Lieben in ihrem jüngsten Buch, „Die Liebe kommt aus dem Nichts“.

Provokanter Begriff

Zwar lässt schon der Titel erahnen, dass es sich dabei kaum um eine Lektüre für Einsteiger handelt, aber zweifellos spannend und zugleich herausfordernd dürfte diese Beziehungskunde für Fortgeschrittene unter anderem für jene zahlreichen Menschen sein, die von Berufs wegen helfen: Ärzte, Therapeuten, Seelsorger, Erzieher, Lehrer.

Wer als professioneller Helfer Menschen begleitet, ist empathisch und fühlt mit, wenn es dem Anderen schlecht geht. Mitgefühl ist die entwickelte Form von Mitleid, erklärt Christl Lieben, und als solches zunächst selbstverständlich notwendig, um sich anschließend einen entscheidenden Schritt weiter in eine Haltung der „Liebe frei von Mitgefühl“ zu begeben.

Begegnung mit weitem Herzen

Von Sonja Panthöfer

Beziehungskunde für Fortgeschrittene: Die Wiener Psychotherapeutin Christl Lieben macht in ihrem neuen Buch mit einer „Liebe frei von Mitgefühl“ bekannt.



Die Psychotherapeutin und Autorin Christl Lieben. Foto: Josef Polleross

Selbsterklärend ist dieser provozierende Begriff freilich nicht, und so wird die Therapeutin nicht müde zu betonen, dass es sich bei diesem Ansatz keineswegs um eine spirituelle Ausrede für Herzlosigkeit handle, sondern um eine distanziertere Form von Liebe, in der wir dem Anderen „mit weitem Herzen“ begegnen und „mit der Gewissheit, dass er alles in sich trägt, um mit seinem Schicksal umgehen zu können“.

Innere Heiterkeit

Erlebt man die Wienerin, die einstmals Goldschmiedin war (wie man in einem ausführlichen biografischen Abschnitt erfährt) im Umgang mit Klienten, scheint sie tatsächlich zunächst eine Mischung aus wohlthuend nüchternem, überraschend kühlem und zugleich befreiend heiterem Auftreten in sich zu vereinen.

Diese innere Heiterkeit stellt sich Christl Lieben zufolge ein, wenn wir uns von kulturell geprägten Denkmustern lösen, wie die Autorin aus eigener Erfahrung bestätigen kann. So stehe hinter unserem Mitgefühl „entwe-

der ein Aspekt unserer eigenen Geschichte, der uns berührt, oder der Wunsch, vom Leid Anderer nicht erreicht zu werden. Nach dem Motto: Ich will, dass es dir gut geht, damit es mir gut geht.“

Was man über Bord werfen sollte, will man diesen in letzter Konsequenz radikalen Ansatz praktizieren, ist zum einen der Glaubenssatz, dass Liebe und Mitgefühl eng miteinander verbunden sind. Zum anderen aber, und das dürfte weit schwieriger sein, müssten wir dafür lernen, nicht zu urteilen. Doch dieses Bedürfnis steckt so tief in uns drinnen, dass wir zumeist gar nicht mehr wahrnehmen, in wie vielen Augenblicken des Alltags wir reflexhaft interpretieren.

Wem es gelingt, die Haltung der „Liebe frei von Mitgefühl“ zu praktizieren, so ist Christl Lieben überzeugt, der findet Zugang zu einer Form der liebenden Heiterkeit und ist damit der „Liebe aus dem Nichts“ bereits ziemlich nahe. In ausführlichen Gesprächen mit dem Autor und Journalisten Gerald Schmickl werden die Erfahrungen und Ansichten der Therapeutin in diesem – und manch anderem – Bereich vertieft.

Die kleinen oder auch großen Widrigkeiten des Lebens lösen sich gewiss nicht einfach so in Luft auf, manche bleiben uns ein Leben lang erhalten. Verzichten wir jedoch auf das Selbstbejammern, lassen sich die „eigenen Lebensdramen“ leichter und zumindest mit Ansätzen von Heiterkeit ertragen. Selbstversuche wärmstens empfohlen.

Christl Lieben
Die Liebe kommt aus dem Nichts

Wenn sie uns berührt, nehmen wir Gestalt an. In Zusammenarbeit mit Gerald Schmickl. Scorpio Verlag, München 2014, 160 Seiten, 17,50 Euro.

erlesen

Von Walter Klier

Büroleben-Saga und Leuchtturm der Moderne

Die Ankunft eines besonders großen Buches wurde im vergangenen Jahr an dieser Stelle angezeigt. Da erschien im ehrwürdigen Verlag C. H. Beck ein 850 Seiten dicker Wälzer, um nicht Bomber zu sagen, mit dem Titel „Das Büro“ von J. J. Voskuil in den Niederlanden, von wo es zu uns kommt, inzwischen schon ein moderner Klassiker. Und das ganz zurecht!

In insgesamt sieben Bänden schildert der Autor auf Tausenden von Seiten ein vollständiges, also jahrzehntelanges Berufsleben in einem Büro, das sich dadurch auszeichnet, dass dort immer sehr wenig los ist. Am Ende hat man doch eine halbe Million Karteikarten produziert – nein, nicht am Ende, sondern irgendwo im zweiten der insgesamt sieben Bände, der nun, gottlob!, auf deutsch vorliegt (*J. J. Voskuil, Schmutzige Hände, Das Büro 2, aus dem Niederländischen von Gerd Busse, Verbrecher Verlag, Berlin 2014, 687 Seiten*).

Trotz großen Rezensentenlobs und annehmbarer Verkaufszahlen hatte der große Verlag das Projekt fallen lassen, nun macht ein kleiner da-

mit weiter. In der Kirche heißt es so treffend: Geheimnis des Glaubens, oder auch: Wer es fassen kann, der fasse es.

Jener Teil der Menschheit, der den ersten Band gefressen hat (wie ich), kann sich auf jede Menge neuer unfähiger Mitarbeiter freuen: einen pensionierten Chef, der gleichwohl weiter beharrlich im Büro sitzt, eine Übersiedlung – denn das Institut für Volkskultur (darum handelt es sich bei dem Büro) wird mit den Jahren immer größer, auch Maarten Konings (unseres Helden) Abteilung wächst, was ihn aber noch lange nicht so weit bringt, in dem ganzen Tun auch nur geringsten Sinn zu sehen. Und Nicolien, seine bessere Hälfte, wie man früher sagte? Das wird natürlich nicht verraten. Ich freue mich schon auf den dritten Band (für Frühjahr 2015 angekündigt).

William Faulkners „The Sound and the Fury“ von 1929 ist einer der Leuchttürme der klassischen Moderne; als solcher genießt er das Privileg, von Zeit zu Zeit neu übersetzt zu werden. 2014 ist es wieder einmal so weit (*William Faulkner, Schall und Wahn, Roman, neu übersetzt und mit einem Nachwort von Frank Heibert, Rowohlt Verlag, Reinbek 2014, 379*

Seiten). „Schall und Wahn“ gehört zu den notorisch unübersetzbaren Büchern, besteht es doch zum größten Teil aus gesprochenem Südstaaten-Amerikanisch, und das auf mindestens drei Sprachenebenen, den etwas undurchsichtigen inneren Monolog des geistig behinderten Benjy nicht mitge-



Vorhang auf zum Buchstaben-theater . . .

Cartoon: Jugoslav Vlahovic

zählt, mit dem der Roman einsetzt.

Da kann man leicht die Übersicht verlieren. Frank Heibert hat gewiss das Beste aus dieser Unmöglichkeit gemacht; zum Vergleich habe ich mir dann allerdings die Übersetzung von Helmut M. Braem und Elisabeth Kaiser von 1956 angeschaut, die ich einst, irgendwann Mitte der siebziger Jahre, mit heißen Ohren las

(ein undatiertes Diogenes-Taschenbuch). Die ist auch nicht schlecht, sogar ziemlich gut.

Gegenüber Frank Heiberts Version besitzt sie den Vorzug, die Kurzatmigkeit, das Gehetzte der Vorlage in ein sozusagen knackigeres Deutsch zu bringen, – und sie spart sich den Versuch, Faulk-

hunting in the grass by the flower tree.“

Bei Braem/Kaiser: „Durch den Zaun, zwischen den krausen Lücken der Blumen hindurch, konnte ich sie den Ball schlagen sehen. Sie kamen dahin, wo das Fähnchen war, und ich ging am Zaun entlang. Luster suchte unter dem Blütenbaum im Gras herum.“

Bei Frank Heibert: „Die waren am Schlagen, das hab ich gesehen, durch den Zaun zwischen den Stellen mit den Rankblumen. Sie sind auf die Flagge zu und ich am Zaun lang. Luster hat im Gras geschnofelt, wo der Blütenbaum stand.“

Mir scheint, dass die geradezu präpotente Selbstgewissheit des Originals, wo jedes Wort so dasteht, dass es niemals anders sein könnte, dass diese zugleich naturhafte und schräg-artifizielle Sprache dem Übersetzen tatsächlich erfolgreich Widerstand leistet, von der Dialektfrage einmal ganz abgesehen. Übersetzt muss aber natürlich trotzdem werden!

Walter Klier, geboren 1955, lebt als Schriftsteller und Maler in Innsbruck.